

Amts- und Anzeigebblatt

für den

Bezirk des Amtsgerichts Eibenstock und dessen Umgebung.

erschint

wöchentlich drei Mal und zwar
Dienstag, Donnerstag u. Sonn-
abend. Insertionspreis: die
kleinspaltige Zeile 10 Pf. Im
antlischen Theile die gespaltene
Zeile 25 Pf.

Abonnement

viertelj. 1 M. 20 Pf. einschließl.
des „Illustr. Unterhaltungsbl.“
u. der Humor. Beilage „Seifen-
blasen“ in der Expedition, bei
unsern Boten sowie bei allen
Reichspostanstalten.

Verantwortlicher Redakteur, Drucker und Verleger: E. Dannebohn in Eibenstock.

45. Jahrgang.

N 133.

Donnerstag, den 10. November

1898.

Freitag, den 11. dieses Monats, Vormittags 11 Uhr

sollen die im Gasthose „Stadt Dresden“ hier eingestellten 7100 Stück Cigarren und 6 Fässer Exportbier versteigert werden.
Eibenstock, den 10. November 1898.
Der Gerichtsvollzieher beim Königlichen Amtsgericht.
Hft. Böhm.

Die politische Lage

ist gegenwärtig sehr ernst, aber Deutschland ist an keiner der
Fragen direkt betheilig, die diese ernste Lage geschaffen haben.

England hat während des Kabinetts Salisbury sehr häufig
mit dem Säbel geraffelt; seine Staatsmänner haben schon häufig
genug Kehlen gehalten, aus denen man hätte entnehmen können,
der Krieg stehe unmittelbar vor der Thür. Jetzt reden die eng-
lischen Staatsmänner nicht, aber England rüstet, rüstet mit Auf-
bietung aller Kräfte, die ein reiches Volk besitzt; es rüstet, ohne
daß man bestimmt weiß, gegen wen diese ganz außerordentliche
und riesenhafte kostspielige Maßregeln gerichtet ist.

Faschoda ist eine abgethane Sache. Frankreich hat weichen
müssen und Albion, das meerringürtete, ist dank seiner maritimen
Streitmacht Sieger geblieben. Aber doch nur für den Augenblick,
denn Frankreich ist nicht gewillt, eine Demüthigung schwachmüthig
hinzunehmen, und hinter den sanftmüthigen Politiker an der Seine
erscheint im Hintergrunde die gewaltige Erscheinung des Herrschers
aller Reußen, das heißt, des geborenen Feindes britischer Welt-
macht. Der Groll zwischen Rußland und England ist so alt wie
die Kolonialgeschichte der beiden Nationen und die Konkurrenz
in Asien. Ursprünglich nur auf die mittelasiatisch-sibirisch-indischen
Annaherungskreise beschränkt, wuchs die Wahrscheinlichkeit eines
Zusammenstoßes mit dem Auftreten der ostasiatischen Frage: so
lange Englands Flotte im Großen Ozean ungebrosen ihre Flagge
zeigt, so lange Indien der feste Rückhalt aller strategischen Opera-
tionen bildet, ist an ein Vorwringen des russischen Einflusses in
China nicht zu denken. Daher gilt es, den Lebensnerv Groß-
britanniens zu treffen. Indien muß fallen, mit dem südasiatischen
Besitz sinkt auch die Flottenherrschaft im Stillen Weltmeer. Und
damit Indien falle, muß Ägypten, das Bindeglied, oder um es
militärisch auszudrücken, die Etappenstraße zwischen der Heimath
und dem Kriegsschauplatz, durchbrochen werden.

Nun kommt die Gelegenheit den russischen Politikern eben
recht. Marschirte Frankreich schon in der Hoffnung einer einstigen
Abrechnung mit Deutschland an der Seite des russischen Ver-
bündeten, so ist es jetzt im Gefühl einer neuen brennenden Krän-
kung und in der sicheren Zuversicht, in Afrika seinen Vortheil zu
finden, sofort marschbereit, wenn Kaiser Nikolaus das Zeichen
gibt. Rußland hat um so mehr Grund, die ägyptische Frage
anzuschneiden, als es einerseits bei den hohen neu bekräftigten
vorzüglichen Beziehungen zwischen dem deutschen Kaiser und dem
Sultan sicher sein kann, daß Deutschland einer Annexion des
türkisch-ägyptischen Gebietes durch die Engländer völlig abgeneigt
ist, und als andererseits das Auftreten der Amerikaner im
Philippinenarchipel eine neue Lage schafft, welche mit jedem
neuen Tage größere Gefahren in sich birgt und die eines schönen
Morgens sich als ein angelsächsisches Bündniß gegen Rußland
oder vielleicht gar unter Hinzuziehung Japans als antirussischer
Dreibund entpuppen kann.

Ein russisch-deutsch-französisches Vorgehen, von dem einige
Blätter schon sprechen, wird man allerdings nicht sofort erwarten
müssen. Voraussetzlich wird die deutsche Politik sich in kluger
Zurückhaltung, wenn auch mit entschiedener Sympathie für die
russisch-französische Sache, auf streng neutralen Grundlagen
bewegen. Für England einen Finger zu rühren, haben wir jeden-
falls keine Veranlassung. So rächt sich die perfide Politik Albions,
die es von je her liebte, von anderen die Rastanien aus dem
Feuer holen zu lassen und den ganzen Erdball als Reservirt für
britische Kolonialbestrebungen anzusehen. Damit ergibt sich auch
die Unhaltbarkeit der Meinung, die besagt, daß England mit
Deutschland einverstanden sei, gleich bei der Rückkehr Kaiser Wil-
helms nach Berlin die ägyptische Frage aufzuwerfen und im
Sinne Englands zu lösen. Kaiser Wilhelm habe England erklärt,
daß er dem Protektorat Englands über Ägypten zustimme.
Hieron kann bei Erwägung aller Verhältnisse gar keine Rede sein.

Früher glaubte man, der große Gegenlag zwischen England
und Rußland werde zugleich mit der orientalischen Frage aus-
getragen werden; später gelangte man zu der Annahme, im nörd-
lichen Indien werde die Entscheidung fallen. Heute ist Ostasien
der Brennpunkt!

In diesem sehr ernsten Zeitbild fehlen auch die friedlichen
Bestrebungen nicht: Der Papst hat den päpstlichen Nuntius in
Paris angewiesen, bei der französischen Regierung alles zu thun,
um eine Wiederholung der Greuelthaten des spanisch-amerikanischen
Krieges zu verhüten. Gleiche Instruktionen wurden dem päpst-
lichen Nuntius in London zugestellt. Aber werden des Papstes
Friedensbestrebungen diesmal besseren Erfolg haben, als bei dem
Konflikt zwischen Nordamerika und Spanien?

Tagesgeschichte.

Deutschland. Der Kaiser und die Kaiserin trafen
am Montag bei beginnender Dämmerung bald nach fünf Uhr in
Damaskus ein und hielten unter dem Donner der Geschütze

und unter Musikfanfaren ihren Einzug in die festlich geschmückte
und illuminierte Stadt. Die Kaiserin fuhr in vierpännigem
Wagen, der Kaiser war zu Pferde. Infanterie und Kavallerie
sowie die Schulen bildeten Spalier; die Bevölkerung, die in un-
geheurer Menge herbeigeströmt war, hielt die Straßen und die
Dächer der Häuser dicht besetzt und begleitete die Majestäten mit
unbeschreiblichen Jubelrufen. Die Illumination war allgemein,
Gassterne, Lampen und Laternen leuchteten überall, selbst von
den Bäumen. Das Wetter war schön.

Die „Königliche Zeitung“ weist darauf hin, daß die Mel-
dung, die deutschen Majestäten würden in Genua landen
und von dort die Rückfahrt nach Berlin mit der Eisenbahn aus-
führen, durch die zuverlässige Nachricht widerlegt erscheint, daß
die „Hohenzollern“ in Cadix anlegen wird. Das genannte Blatt
fährt dann fort: Von Cadix wird die Weiterfahrt durch den
Atlantischen Ozean und die Nordsee ausgeführt, sobald die Ankunft
in einem deutschen Hafen schwerlich vor Ende des Monats zu
erwarten steht, jedenfalls erfolgt aber die Ankunft so, daß der
Kaiser den Reichstag am 29. November persönlich eröffnen wird.
Schon durch diese Reisebestimmungen wird übrigens bewiesen,
daß die Abkürzung der Reise in Syrien in keiner Weise etwas mit
politischen Angelegenheiten zu thun hat. Aus allen inzwischen
aus Jerusalem vorliegenden Privatnachrichten geht unzweideutig
hervor, daß die körperlichen Anstrengungen aller Theilnehmer an
den Festlichkeiten infolge der ungewöhnlichen Tropenhitze außer-
ordentlich groß gewesen sind. Das trifft natürlich auch für die
Kaiserin zu, die mehrere Tage über 7 Stunden bei glühender
Sonne im Sattel hat zubringen, auch bei langen Wagenfahrten
wegen des unbeschreiblichen Staubes und der mangelnden Luft-
bewegung schwere Strapazen hat durchmachen müssen. Die Kai-
serin überstand dieselben allerdings vorzüglich, es ist aber selbst-
verständlich ärztliche Vorsicht, daß das Kaiserpaar nun nicht in
wenigen Tagen direkt von dem heißen Süden nach dem kalten
Norden zurückkehren, sondern durch eine längere Seefahrt um
Spanien, Portugal und Frankreich herum sich für den Eintritt
in den Winter förderlich stärken soll.

Die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Meldungen von
der Errichtung eines Kriegshafens in Danzig oder an der
Danziger Bucht — so neuerdings im „Graud. Gefelligen“ —
werden den „B. N.“ von maßgebender Seite als Fühler bezeich-
net, auf die es nicht verlohnt, heute näher einzugehen. Daß für Dan-
zig in marine-strategischer Bedeutung über kurz oder lang etwas
erfolgen muß, weiß ein Jeder, der sich nur einmal länger mit
dieser Frage beschäftigt hat; ganz besonders aber, nachdem sich Ruß-
land in Vibau einen neuen mächtigen Kriegshafen geschaffen hat.

Zu den offiziellen Ankündigungen über gesetzgeberische
Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie oder gegen den
Anarchismus schreibt die „Nat.-Ztg.“: „Wie wir zuverlässig
erfahren, ist innerhalb der Regierung von keinem anderen gesetz-
geberischen Plane die Rede gewesen als von der Verschärfung
der Bestimmungen der Gewerbeordnung zum Schutze der
Arbeitswilligen gegen den Streik-Terrorismus. Es ist bereits
erwähnt worden, daß der kurzen ein dazu bestimmter Entwurf
im Reichsamt des Innern aufgestellt worden; er liegt nunmehr
dem preuß. Staatsministerium vor. Mit einer Vorlage der oben
angedeuteten Art hat man sich in keinem Ressort beschäftigt.“

In den nächsten Tagen (am 12. d.) wird ein halbes
Jahrhundert verfließen sein, seitdem der Erzherzog Reichserbe-
trager das Geßel über die Einführung einer deutschen Kriegs- und
Handelsflagge erließ unter Segenzeichnung des Reichsministers
des Handels, v. Duedow. Bei diesem Anlasse bringt die „Kön-
ig.“ die zeitgemäße Erinnerung, wie schon wenige Tage später
Lord Palmerston im englischen Unterhause die übermäßige Er-
klärung abgab, daß England die neue Flagge nicht anerkennen
und sie nur als Privatflagge behandeln werde. Die damalige
Reichsregierung mußte diese Vereidigung stillschweigend hinnehmen,
obwohl das ganze deutsche Volk in seltener Einmüthigkeit für die
Gründung einer eigenen Seemacht schwärmte und bereitwillig
dafür große Opfer brachte. Die geschichtlichen Thatfachen, die
unwillkürlich zu Vergleichen mit der jetzigen Stellung des neuen
Deutschen Reiches im Rathe der Völker auffordern, mögen sich
alle diejenigen recht oft vor Augen halten, die stets bemüht sind,
der aufstrebenden Kraft unseres Volkes in die Fänge zu fallen;
oder auch diejenigen, die sich für verpflichtet halten, zuerst immer
für das „gute Recht“ der fremden Nationen einzutreten, bevor
sie an die nächstliegenden eigenen Interessen denken.

Die Zahl der Abgeordneten, die neben ihrem Man-
dat für das preussische Abgeordnetenhaus noch ein solches
für den Reichstag besitzen, ist nach den jetzt eben in Preußen
vollzogenen Wahlen außergewöhnlich groß. Während sie am
Schlus der vorigen Tagung des Abgeordnetenhauses 95 betrug,
beläuft sie sich jetzt nach einer von der „Börs.“ aufgestellten
Berechnung auf 109. Gut ein Viertel sämtlicher Landtags-
Abgeordneten ist mithin gleichzeitig Mitglied des Reichstages.
Am stärksten ist das Doppelmandatwesen beim Zentrum ausge-
prägt.

Dieses hatte im vorigen Landtage 40, diesmal aber hat
es 47 Doppelmandate bei 99 Landtagsabgeordneten. Da die
Zentrumsfraktion im Reichstage nun aber überhaupt nur 59 An-
gehörige des preussischen Staates zählt, so sind mit Ausnahme
von 12 Herren sämtliche klerikale Reichstagsmitglieder aus
Preußen Besitzer eines Doppelmandats. Ähnlich ist das Ver-
hältnis bei den Polen. 6 von den 17 Landtagsabgeordneten sind
auch Reichstagsmitglieder. Die Konservativen haben 19 Doppel-
mandate bei 54 Reichstagsmitgliedern, die Freikonservativen 10
bei 23 Anhängern im Reichstage, und die Nationalliberalen, die
hier die niedrigsten Verhältniszahlen aufweisen, nur 10 bei 47
Parteiangehörigen im Reichstage. Bei der freisinnigen Volkspartei
sind 12 Abgeordnete, bei 29 im Reichstage und 25 im Abgeord-
netenhaus, Doppelmandatsinhaber und bei der freisinnigen Ver-
einigung 3. Von den Wilden treten als Träger eines Doppel-
mandats noch hinzu: der Antisemit Werner, der Däne Johannsen
und der Bändler Dr. Hahn.

Rußland. Die russische Presse regt einen Kongress
der Mächte an, um die ägyptische Frage zu regeln. Nach der
Räumung Faschodas durch die Franzosen müssen endlich auch die
Engländer Ägypten räumen. (Dadurch werden auch die
Rüstungen verständlich!)

England. Mit doppelter Entschiedenheit werden trotz
der Beilegung der Faschodastrage die Rüstungen Englands zu
Wasser und zu Lande fortgesetzt. Es scheint zweifellos, daß die
gesamte gewaltige Flottenmacht in Kriegszustand versetzt werden
soll. Das fliegende Geschwader in Devonport ist fertiggestellt,
es liegt bereit, binnen einer Stunde in See zu gehen. Weitere
Schiffe werden kriegstüchtig gemacht, um sich demselben anzu-
schließen, sogar die ältesten Küsten- und Hafenschiffe werden se-
tuchtig gemacht. Die Admiralität läuft in den großen Hafens-
städten Kohlenkisten für den Kohlentransport nach überseeischen
Stationen auf. Die Rekrutierung für die Armee wird mit allen
Mitteln gesteigert. Verträge für große Armeelieferungen werden
abgeschlossen. Der Zweck der Rüstungen ist aber noch nirgends
klar ausgesprochen.

Spanien. Die „Kön. Ztg.“ meldet aus Madrid vom
Montag Abend: Vor dem Beginn des Ministerraths erklärte der
Ministerpräsident Sagasta, laut einem Telegramm aus Cadix
scheine Se. Majestät Kaiser Wilhelm zu beabsichtigen, auf der
Rückreise dort anzulegen. Der Ministerrath beschloß, wenn diese
Nachricht sich bestätigen sollte, das spanische Geschwader zum Em-
pfange dorthin zu senden.

Amerika. Sind die Spanier gegenüber den Forder-
ungen der Ver. Staaten wegen der Philippinen nicht alsbald
willig, so gedenken ihre unerbittlichen Gegner ihnen sofort den
Daumen aufs Auge zu legen. Alle Kriegsschiffe sind wieder
instandgesetzt, vollständig ausgerüstet und mit wenigen Ausnahmen
bereit, auf das erste Signal in See zu gehen. Admiral Dewey
hat dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen und in den Übungen
sind große Fortschritte gemacht worden. So berichtet man aus
Washington.

Washington. Feuer brach am Sonntag Abend im
Mittelflügel des Kapitols aus infolge einer Explosion in dem
unter dem Saal des Obersten Gerichts belegenen Gewölbe; wahr-
scheinlich handelt es sich um eine Gasexplosion. Die Gesetzbücher-
sammlung des Obersten Gerichts ist stark beschädigt, und viele
wertvolle Dokumente sind vernichtet. Die Feuerbrunst zerstörte
fast den ganzen mittleren und östlichen Theil desselben. Der In-
halt der Akten- und Urkundenkammer ist fast gänzlich vernichtet.
Der durch die Vernichtung verursachte Schaden wird auf über
eine Million Dollar geschätzt. Der Gebäudeschaden beträgt
200,000 Dollar.

Locale und sächsische Nachrichten.

Dresden, 9. Novbr. Sr. Kgl. Hoheit Generalfeld-
marschall Prinz Georg feiert heute sein fünfundsiebenzigjähriges
Jubiläum als kommandirender General des 12. Armeekorps.
Der im 67. Lebensjahre stehende Prinz kommandirte während
des Feldzuges 1870/71 zunächst die 23. Division, vom 19. August
ab übernahm er für seinen Bruder, den jetzigen König, der zum
Oberbefehlshaber der neugebildeten Maas-Armee ernannt war,
die Führung des 12. Armeekorps. Das Kommando des Armee-
korps wurde ihm am 9. November 1873 übertragen, nachdem
Kronprinz Albert, der nach Beendigung des Krieges selbst dieses
Korps wieder übernommen hatte, durch den am 29. Oktober 1873
erfolgten Tod seines Vaters diesem auf den Königsthron gefolgt
war. Am 16. Juni 1871 wurde er zum Chef des General-Feld-
marschall und General-Inspekteur der 2. Armee-Inspektion (5.,
6. und 12. Armeekorps) ernannt. Nach dem Dienstatte ist der
Prinz außer dem Generalfeldmarschall Grafen von Blumenthal
der älteste General des preussischen Heeres. (König Albert steht
keiner Thronbesteigung nicht mehr in der preussischen Rang-
liste.) Er besitzt außer den höchsten Orden unseres Landes den

Was auch die Nachwelt über Robert Blum geurtheilt haben mag und die Zukunft noch über ihn urtheilen wird, das wird ihm weder Freund noch Feind abprechen können, daß er ein geistig hochbegabter Mann gewesen, energisch und männlich muthig. Der fürchterliche Ernst seiner Worte, verbunden mit Klarheit, Schärfe des Ausdrucks, aber auch Gemüthlichkeit ergriff das Innerste des Hörenden mit magischer, hypnotisirender Gewalt. Aber bei all seinem Streben, die Lücken seines Wissens möglichst auszufüllen, konnte es ihm doch nicht gelingen. Hätte er zu der elementarischen Gewalt seiner Redekunst auch noch die nöthige Reife in den staatsmännischen Kenntnissen besessen, wer weiß, wie hoch er hätte steigen können. So aber starb er als „Martyrer seines Ideals.“

Die Herrin von Wolsenshagen.

Novelle von Luise Cammerer.
(6. Fortsetzung.)

„Ich möchte noch im Laufe des Winters mich vermählen,“ fuhr Ritta leise fort, „je eher, je besser, einmal muß es ja doch geschehen.“

„Wie Du willst, Ritta, Du bist mündig, ich habe Dir nichts einzureden.“

„Onkel!“ Ritta barg das thränenfeuchte Antlitz an seine Brust. „Onkel, es geschieht ja auch um Deinetwillen mit; Du bist so allein und ich bin in letzter Zeit zerfahren und ruhelos geworden. Du sollst junges blühendes Leben um Dich sehen, solist den, der Deinem Herzen näher steht als ich, nicht länger missen, und da ich nun einmal Deine Tochter nicht sein kann, so segne die, die er für mich erkoren und segne auch mich für mein einsames, liebeleeres Leben.“

Sie weinte bitterlich und auch dem alten Mann perlte eine Thräne nach der andern auf seine bleichen Hände, die er wie segnend auf ihr Haupt gelegt hatte.

Schon in nächster Zeit kam Graf Dehnhardt nach Finkenstein gefahren. Er hatte es eilig. Er war der Held der Residenz gewesen, hatte die Standalgeschichten derselben mit manchem prahlenden Abenteuer bereichert und sich doch als Kavaller der guten Gesellschaft zu behaupten gewußt. Nur eigenes Verschulden, „vornehme Liebhabereien“ hatten seine zerrütteten Vermögensverhältnisse herbeigeführt. Nun lächelte ihm Fortuna, die ihm einige Zeit ihr Antlitz abgemendet, wieder zu. Durch das Wolsenshagener Testament wurde er wieder zum reichen Mann. Er konnte ohne Gewissenszweifel das Erbe annehmen, denn von rechtswegen hätte nach seiner Meinung immer ein Gut an seine Familie zurückfallen müssen, allein die Verbindung mit Ritta schien ihm auch um ihrer Persönlichkeit willen sehr wünschenswerth. Er liebte Ritta, liebte sie mit aller Macht, deren sein Herz noch fähig war. Sie war so ganz das Gegentheil von allen Frauen, mit denen er bis jetzt verkehrt, mit denen er gekochert, gespielt, getändelt und die er dann als werthloses Spielzeug beiseite gestößt.

So manchem reichen, bürgerlichen Mädchen hatte es nach seinem Namen gelüftet, doch er hatte immer noch andere Mittel zu finden gewußt, sich den Händen drohender Gläubiger zu entwinden. Freiheit und Würde hatte er nicht verkauft. Ritta liebte er um ihrer selbst willen, reine, holde Weiblichkeit, die sie stets zu wahren verstand, ihr Geist, ihre Schönheit hatten ihn gefesselt. Er peinigte sich mit dem Gedanken, daß kein Alter (er stand im Anfang der Vierziger, hatte sich aber sehr gut erhalten) sie abstoßen könnte, um so mehr, als eine frühere Werbung erfolglos geblieben. Nun war er abermals in warmen, lebenden Worten und sie fand nicht den Muth einer abermaligen Abweisung und wies ihn an den Onkel.

Auch in des alten Finkensteiner Herzen regte sich das Mitgefühl; die ehrenhaften, ernsten Worte nahmen ihn gefangen. „Ritta wünscht es, Ihre Wünsche waren stets die meinen,“ erwiderte er ernst auf den Antrag, sie ist mehr als mein Mündel, sie ist die Tochter meines Herzens, in diesem Sinn gebe ich sie in Ihre Hände und in diesem Sinn verlange ich Rechenschaft über ihr Glück.“

Graf Dehnhardt umschloß die fest dargebotene Hand, der kräftige Druck versprach und sagte mehr, als viele Worte.

Die öffentliche Verlobung erfolgte etwas später und bald darauf die Hochzeit. Der blumengeschmückte Altar in der Wolsenshagener Kapelle sah eine bleiche traurige Braut, einen stolzen, stattlichen Bräutigam und eine schaulustige, unbefriedigte Menge, die sich langweilte, weil die Hochzeit gar so ohne Sang und Klang, ohne Pomp und Festlichkeit verlief. Gleich nach der Trauung reiste das neuvermählte Paar ab, um eine Reise nach der Schweiz zu machen und den Winter in der Residenz zu verleben.

Demald erhielt die Vermählungsanzeige Ritta im südlichen Spanien. Mit geheimen Jubel drückte er sie ans Herz. Die Reise, die ihm dießmal beinahe eine Verbannung geschienen, konnte nun bald beendet werden. Er konnte zurück, um sein Herz, sein Leben der zu weihen, die in nur flüchtiger Begegnung einen so unaussprechlichen Eindruck auf ihn gemacht. Doch gebot ihm sein Jantgefühl noch etwas längeres Fernsein. Die stürmischen Gefühle wurden zurückgebracht, um in der Heimath Niemand durch zu plötzliche Wiederkehr zu verlegen. Vorläufig schickte er zärtliche Briefe nach Schloß Finkenstein. Doch der alte Herr antwortete kühl, zurückhaltend.

Er lebte diesen Winter mehr in der Residenz, als auf seinen Gütern. Er konnte den Anblick des geliebten Mündels nicht entbehren, die zwar in gutem Einvernehmen, doch so theilnahmslos, so gleichgültig an der Seite Dehnhardts lebte, der sie vergötterte, um so mehr, als ihre Erscheinung, ihr Feingefühl und ihre Anmuth allüberall Bewunderung erregten.

Ich gönne ihm sein Glück, war Demalds einziger Gedanke bei all den Ergüssen in des Onkels Briefen, ich wünsche mir keine gefeierte Salonbabe. Doch bestimmten ihn die kalten Worte des Onkels, die zu den eigenen warmen Herzenswünschen in schroffem Widerspruch standen, zu weiterem Verweilen und ausgebehneter Reisen.

Acht Monate sind seit Rittas Vermählung verfloßen.

Es ist Hochsommer, die Natur in Ueberreife prangend. Auf dem Lande regte sich, was fleißige Hände hatte, um die überreichen Gaben der Gestirbe zu sammeln.

Gräfin Dehnhardt weilte in Wolsenshagen, um der Ernte und dem Erntefeste beizuwohnen. Ihr Gatte ist als Reichstagsmitglied verhindert, bei ihr zu sein, er lebt in der Residenz. Der Großgrundbesitzer Graf Dehnhardt erfreute sich eines anderen Ansehens, wie der verarmte, überschuldete Offizier.

Ritta ist noch etwas droller geworden, was sie zur vollendeten Schönheit macht. Aber von Glücksgefühl ist in ihrem Antlitz nichts zu finden. Ihre Züge entbehren des sonnigen Ausdrucks, jeden Hauch von Seelenwärme, der sie dereinst in anderer, wunderbarer Weise belebte und verschönte, so unbeschreiblich anziehend machte; sie ist bedeutsamer, vollendeter, aber ernster, kälter, stolzer geworden.

Sie nimmt regen Antheil an Allem, was um sie vorgeht,

doch es geschieht mehr aus Lust zur Thätigkeit, so wahre, warme Herzensache wie früher sind ihr die Geschicke der Menschen und ihre Arbeit jetzt nicht mehr.

Erst seit ihrer Rückkehr auf Wolsenshagen ward ihre Theilnahme wieder lebendiger. Kirche und Pfarrhaus sind neu und schön hergerichtet. Der alte Geistliche ist mit Tod abgegangen, der Gehalt des neuen aus ihren Mitteln bedeutend erhöht worden. Die Reibeder Gemeinde hat den Schulhausbau in Angriff genommen, ebenfalls auf der Herrin Kosten.

Ihr Gatte weiß unter ihrer Leitung und Ueberaufsicht Alles wohl bestellt, er hatte sich nie gern mit Landwirtschaft beschäftigt, das Landleben ist ihm zu einseitig, zu abwechslungslos, um ihn zu reizen. Er beschränkt seine Gattin in seiner Weise, sie hat volle Freiheit des Handelns wie bisher und freie Verfügung über Alles.

Seit einigen Tagen befindet sich Ritta in fieberhafter Aufregung. Oswald von Finkenstein hat seine Ankunft angezeigt, und der alte Herr, so sehr er sich gestraubt es zu bekennen, umschließt den Neffen, den großgezogenen Sohn, doch mit alter, inniger Liebe.

Nun zu Rittas Herz wieder auf, im alten, wilden Schmerz, in nie gekannten, quälenden Empfindungen, in brennender Eifersucht. Was sie so heiß ersehnt, begehrt, erbeten, das Glück sein Weib zu sein, an seiner Seite leben zu dürfen, es fiel nun einer andern zu. Einer andern, die das hohe Glück vielleicht ganz läßt hinnahm. Wie hatte sie gerungen nach Vergessenheit und doch hatte sie dieselbe nicht gefunden.

Graf Dehnhardt war nicht der Mann, ihr Jugendideal zu verdrängen. Seine kalte Gemüthsart, sein verächtliches Denken über Menschenwerth, sein wegwerfendes, verletzendes Betragen gegen Niedriggestellte, hatte sie abgestoßen, die warmen Triebe freundlichen Entgegenkommens rasch ertödtet.

Und wieder war's ein schöner Sommernachmittag, als ein einsamer Wanderer des Weges kam, den er im vorigen Jahr so unfreiwillig gegangen und der ihm zum Schicksal seiner Liebe geworden. Er kam zu Fuß, um ungestörter seinen Gedanken nachzuhängen, die, überfüllt von der Fremde und ihrem bunten Treiben, sich nur einem Ziel, einem Bild zuwandten. Das Gefühl, das ihm entgegengeworfen, hatte er zurückgeschickt. Er wollte sich erst kein Glück sichern, bevor er heimkehrte. Es war ja viel Leben allüberall, so rege Hände in Wald und Flur, und auch die Zeit seiner Unthätigkeit sollte bald ein Ende nehmen, auch er wollte der Heimath dienlich und nützlich werden. Schönes wollte er schaffen, glückbringend wollte er wirken mit ihr!

Die Heimath! — — — süßes Wort, wels' wanniges Gefühl durchdrang ihn. Dann wieder quälte er sich mit Zweifeln, ob er seine Liebe nicht einem Trugbild gekennt, ob nicht das Mädchen längst gebunden, allein er wußte die Gedanken als thöricht zu verschuchen. Ein armes Mädchen, die Tochter, vielleicht Niemand eines Landgeistlichen, wer würde sie so rasch entbeden?

Und doch überfiel ihn manchmal eine unerklärliche Angst, als wären seine Wünsche unerreichbar, als könne sie ihm verloren sein, dann erschien ihm sein Leben reizlos, farblos, werthlos. Er hatte den Frauen früher keine Beachtung geschenkt, ihnen stets nur oberflächliche Theilnahme gezeigt, wenn ihn das Leben damit zusammengeführt, und diese eine lehrte ihn nun Gefühle kennen, über die er bei andern gespöttelt und gelächelt.

Und nun überschritt er wieder die Schwelle des Dorfwirthshauses, wo ihm vor fünfzehn Monaten die weißen Epheublätter entgegengewirbelt. Sein Blick streifte auf fremde Gesichter. Die jungen Leute waren nach Lindenfels gezogen, wo sie eine einträglichere Wirthschaft gekauft, wurde ihm auf Befragen zur Antwort.

Ins Pfarrhaus trieb's ihn jetzt, er mußte wenigstens erfahren, wo sie weilte. Sein Herz schlug unruhig, die hochgehenden Bogen des Gefühls beengten ihm die Brust, tauchten ihm das freie Athmen.

Auch vom Pfarrhaus schied er ohne Bestimmtheit. Der alte geistliche Herr war vor Jahresfrist gestorben, von seinen Verwandten wußte man nichts. Nach Lindenfels zu gehen, um bei den Wirthschleuten Erkundigung einzuziehen, dazu war's zu spät für heute. Der Weg nach Finkenstein wurde ihm zu anstrengend. In ungeordnetem Anzug, wie ihn die Reise zugerichtet, Gräfin Dehnhardt sich vorstellen und um einen Wagen bitten, wollte er nicht.

Oskar zauderte und überlegte und wählte doch das letztere, da ihm des Grafen Thätigkeit im Reichstag aus Briefen seines Onkels bekannt war, entging er wenigstens dieser Begegnung. So lenkte er nach reiflicher Erwägung seine Schritte dem Herrenhaus zu.

In geringer Entfernung vor ihm ritt eine Dame in langsamem Trab. So viel sein scharfes Auge erkannte, sah sie in vornehmer, sicherer Haltung zu Pferde. Die Enden des langen, wallenden Schleiers auf dem dreigekrämpften Hut winkten ihm, vom Winthauch bewegt, grüßend zu. Demald hätte die einsame Reiterin bei Beschleunigung seiner Schritte sehr bald erreichen können, allein der Gedanke, der Herrin von Wolsenshagen hier auf offener Landstraße, in ganz bestaubten Kleidern seine Aufmerksamkeit machen zu müssen, dünkte ihm peinlich. Darum mäsigte er seine Schritte.

(Fortsetzung folgt)

Fernschichte Nachrichten.

— London. Der deutsche Kaiser hat den Polizeibienner, der seiner Zeit dem Grafen Arco-Valley unter eigener Lebensgefahr das Leben rettete, als ein Wahnsinniger ihn zu erschließen suchte, nicht vergessen. Er hat eine goldne Uhr mit eingravirter Aufschrift an die Behörde des Schutzmannes geschickt, die sie ihm überreichen wird. Der Portier der deutschen Botschaft, der bei der Gelegenheit gleichfalls gute Dienste leistete, hat vom Kaiser eine goldene Medaille erhalten.

— Zehn Kugeln im Körper. Nach 28 Jahren wurde ein alter „Düppel-Stürmer“ dieser Tage von der zehnten, noch in seinem Körper stehenden Schrapnellkugel befreit. Dr. Hermann Dehben, ehemals Gefreiter der Garde-Artillerie, hatte den Feldzug von 1864, in welchem er beim Düppeler Sturm das Militär-Ehrenzeichen 1. und 2. Klasse erhielt und den von 1866 mitgemacht und manche Verletzung erlitten. 1870 wurde er vor Straßburg durch Schrapnellkugeln schwer verwundet. Mehrfachen Operationen hat sich der Veteran im Laufe der Jahre unterziehen müssen. Eine Schrapnellkugel blieb aber durch 28 Jahre im linken Oberschenkel. Nun entschloß sich der alte Krieger in den letzten Tagen abermals zur Operation. Es wurde ihm die zehnte Kugel, sie wog nach einem Lefalblatt 30 g, entfernt. Dr. D. hat die schwere Operation gut überstanden.

— Neunartige Hundert- und Tausendmarktscheine werden demnächst in den Verkehr gelangen. Diese neuen Reichsbanknoten tragen das Datum 1. Juli 1898 und weisen verschiedene Abweichungen von den alten Scheinen auf. So ist z. B. der Pfanzenscherstreifen nicht roth, sondern links vom Datum gesetzt; bei den Hundertmarktscheinen ist er roth, bei den Scheinen zu 1000 M. grün gefärbt. Ferner haben die neuen Scheine

noch ein neues Wasserzeichen, welches abwechselnd einen großen Buchstaben des lateinischen Alphabets in sich birgt. (Wir wünschen unseren Lesern recht viele dieser neuen Scheine, und wenn das nicht angeht, wenigstens alte.)

— Eine nächtliche Tragikomödie hat sich in Berlin im Hause eines jungen Frankfurter Ehepaares abgespielt. Die junge Frau eines Kaufmanns, der das laute Schnarchen ihres Ehemannes mit der Zeit unerträglich geworden war, beschloß, durch Anwendung eines energischen Mittels ihren Gatten von dieser Untugend zu heilen. Unter Beihilfe ihrer Mutter schlich sich die junge Frau Nachts an das Lager ihres im tiefsten Schlafe liegenden Mannes und warf diesem plötzlich ein nasses Tuch über das Gesicht. Der auf solche Weise Aufgeschreckte sprang, da er sich angegriffen wähnte, laut um Hilfe rufend von seinem Lager auf und schlug um sich, wobei er neben dem Bette stehende Nachttisch zu Boden und die Marmorplatte der Schwiagemutter auf den Fuß fiel, sodas ihre Zehen zerquetscht wurden. Außerdem brach sie einen Finger. Die junge Ehefrau hatte infolge eines Faustschlages ins Gesicht den Verlust eines Zahnes zu beklagen. Die Scene spielte sich bei vollständiger Finsterniß ab. Man kann sich den Schreck und die Bestürzung aller Theilbeteiligten ausmalen, als man die Lampe endlich angezündet hatte.

— Ein Berliner Briefträger als Dichter. Der Berliner Gustav Adolf-Berein hatte vor einiger Zeit einen Aufruf erlassen, in welchem er die Einlösung von Kupfermünzen erbat. Sie sollten als Material zum Guß von Kirchenglocken dienen, die ärmeren Gemeinden überlassen werden sollten. Daraus hat nun, wie ein kirchliches Blatt meldet, ein Berliner Postbote hundert Uniformknöpfe überandt und seine Gabe mit folgenden anziehenden Versen begleitet:

Wir haben des Königs Rod geziert
Und wurden mit Ehren getragen.
Wir haben mit blankem Schmutz parodiert
Auf Armen, Brust und Kragen.
Dem irdischen König und Vaterland
Soll der Dienst von vielen Jahren.
Nach höh'rem Dienst und jetzt verlangt,
Es verlangt uns, aufwärts zu fahren,
Dinauf zum hohen Glockentuch,
Den Himmelstönig zu preisen,
Empor, zum höh'eren Vaterland
Im Range hinzuzuwenden.
Dum nehmt und freut, Ihr Herren, an
Im Gustav Adolf-Berein,
Daß mit Mühen geschmolzen wir helfen dann
Zu läuten der ärmsten Gemeinde.

— Aus einem Studentenbrief. „Lieber Onkel! Unser Geldbriefträger feiert Samstag sein 50-jähriges Dienst-Jubiläum; vielleicht schickst Du mir an diesem Tage eine Post-Anweisung, ich hätte dann Gelegenheit, dem alten, verdienten Beamten eine Kleinigkeit zuzuwenden.“

Landwirthschaftliches.

— Nahrungsbedarf eines Huhnes. Soll die Geflügelzucht rentabel sein, so ist eine richtige Gewichtsmenge in der Futterzuteilung nicht ohne Belang. Wichtig ist diese Futterzuteilung aber nur dann, wenn erstens das Huhn seine vollständige Sättigung dadurch erreicht und zweitens die Menge der nöthigen Bestandtheile erhält, um neben der Erhaltung des Körpers noch soviel abgeben zu können, daß die Eierproduktion gefördert wird. So bedarf ein gesundes, wohlernährtes Huhn als tägliches Erhaltungsfutter 85 g Trodensubstanz, z. B. 100 g Gerste; hierzu käme noch als Produktionsfutter ca. 45 g Gerste, insgesammt also 145 g oder an Weizen 130 g. Bekanntlich reicht aber eine reine Körnerfütterung zur Erhaltung des Huhnes nicht aus, weil dasselbe dadurch einen nicht zu verwendenden Ueberschuß an Stärkemehl erhält. Es muß daher ein Ausgleich geschaffen werden, welcher am besten durch Reichen sogenannter Weichfutters: etwa ein Gemenge aus gekochten Kartoffeln und Roggenkleie erreicht wird. Für 7 Hühner genügt so z. B. ein Quantum von 500 g Gerste als Körnerfutter, 500 g Kartoffeln und 250 g Roggenkleie als Weichfutter. Hierzu die nöthige Beigabe von Grünfütter, wie: Gras, Salat, Kohl etc. und genügend Kalk zur Eierproduktion.

— Aufblähen der Rinder. Um das Aufblähen der Rinder zu verhindern, nimmt man 2—3 Knollen Knoblauch, zerschneidet dieselben in kleine Theile und siedet sie in 1 Liter Milch ab, schüttet das Ganze in ein anderes Gefäß, deckt es mit einem Brett zu und läßt es im Stalle stehen. Je älter die Flüssigkeit ist, um so wirksamer soll sie infolge der sauren Gährung werden. Im Mähungsfalle werden von dieser Arznei 1/4 bis 1/2 Liter gegeben und diese Gabe in viertel- bis halbstündigen Pausen so lange wiederholt, bis bei dem Thier eine Besserung eingetreten ist. Thieren, die an Verdauungsschwäche und infolge dessen auch öfter an Aufblähen leiden, giebt man einige Tage lang täglich 1—3 Portionen.

— Mehrertrag der Milch durch die Art des Melkens. Ein Mehrertrag wird fraglos erzielt, wenn ein kreuzweises Melken stattfindet. Dasselbe ist im Gegenzuge zum gleichzeitigen imstande, nicht nur einen erheblichen Mehrgewinn an Milchmenge herbeizuführen, sondern auch eine besondere Steigerung des Fettgehaltes in der Milch zu bewirken. Also richtige Handhabung des Melkens ist von wesentlichem Einflusse auf die Ausbeutung der Kuhhaltung. Somit ist strenge Durchführung des kreuzweisen Melkens im Kuhstalle nöthig.

— Moos auf Wiesen. Am besten wird Moos von Wiesen durch Entwässerung derselben entfernt. Eine zeitweilige Entwässerung des Mooses kann man durch Bespritzen mit einer 15 bis 20prozentigen Eisenvitriollösung ohne große Schädigung der geringeren Gräser erreichen. Dauert kann man aber eine Verbesserung der Wiesen nur dann erzielen, wenn nach einer gründlichen Entwässerung und Durchlüftung der verlaunerten Wiesen eine Düngung mit Kalk, Phosphorsäure und Kali erfolgt.

Mittheilungen des Königl. Standesamts Eisenach

vom 2. bis mit 8. November 1898.

Aufgebote: a. hiesige: 58) Der Schlosser Paul Gustav Lehmann in Vichtentanne mit Olga Albine Dittel hier. 59) Der Fabrikarbeiter Friedrich Adolf Seilmann in Wildenthal mit der Stickerin Anna Sophie Liebold hier. 60) Der Maurer Gustav Magnus Ungethäm hier mit der Maschinenführerin Minna Elise Langhammer hier.

b. auswärtige: 15) Der Schlosser Otto Hugo Wappler in Willau mit der Stickerin Helene Marie Heiny baselnd.

Geburtsfälle: Vacant.
Todesfälle: 267) Elia Emilie, T. des Buchbinders Conrad Eduard Götter hier. 268) Charlotte Martha, T. des Maschinenführers Friedrich Adolf Beschmidt hier. 269) Johanna Elia, T. des Schuhmachermeisters Wenzl Schuldes hier. 270) Florenz, S. des Oekonomiegchiffen August Hermann Heymann hier. 271) Wida, T. des Fabrikarbeiters Albert Robert Gianecchi hier. 272) Frieda Doris, T. des Maschinenführers Albert Richard Brandner hier.

Esterbefälle: 171) Die Gürtelmeisterwitwe Caroline Friederike Fleming geb. Meyer hier, 77 J. 3 M. 26 T. 172) Marianne Paula, T. des verstorbenen Maschinenführers Friedrich Eduard Martin hier, 5 M. 21 T. 173) Johannes Walther, S. des Handarbeiters Bernhard Julius Boigt hier, 3 M. 25 T. 174) Judith Hertha, T. des Feuermanns Julius Hugo Träger hier, 8 J. 6 M. 26 T. 175) Der Handarbeiter Gustav Albert Stemmler hier, ledigen Standes, 30 J. 3 M. 28 T. 176) Fritz Paul, unehel. S. der Landwirthin Frieda Johanne Schönseder hier, 6 M. 3 T.

